



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bonhoff, C.: Jesus im Urteil der Jahrhunderte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jesus im Urteil der Jahrhunderte



s kann für den Menschen der Gegenwart wohl kaum ein eigen-
tümlicheres, anregenderes und ergreifenderes Schauspiel der Geistes-
geschichte geben als die meisterlich geordnete und erläuterte Galerie
von Christusbildern fast zweier Jahrtausende, die Gustav Pfann-
müller im Teubnerschen Verlag hat erscheinen lassen. *) Ja, von
Christusbildern! So dürfte man vielleicht eher sagen als von Jesusbildern.
Denn mit dem wirklichen geschichtlichen Jesus beschäftigen sich, von dem letzten
Jahrhundert abgesehen, eigentlich nur wenige auserlesene dieser gesammelten
Urteile. Es ist, als müßte sich jener aus unzähligen, ihm jahrhundertlang
immer aufs neue übergeworfnen Dogmenhüllen zum Lichte emporringen. Die
Meinung, alle Christusbilder der Kirche hätten ihren notwendigen Ursprung in
der geschichtlichen Persönlichkeit der Evangelien gehabt, und jede Generation
hätte diese nur nach einer bestimmten Seite ihres eignen Wesens erfaßt, je nach
dem Stande ihrer religiösen Anschauungen, wird auch nach der aufmerksamen
Betrachtung dieser Bilderreihe noch schwer verständlich erscheinen. Denn allzuoft
stellen diese Christusporträts eine Übermalung dar, die kaum einen der irdischen
Züge des Grundbildes mehr durchschimmern läßt. Wie oft ist doch nur Rahmen
gewesen, was lebendiges Bild sein sollte, Rahmen, in den man bis zum äußersten
Gegensatz gegen das Ursprüngliche hineinschob, was einem gefiel oder notwendig
erschien!

Der kurze, sehr schlichte Bericht über Leben und Charakter Jesu, den
Pfannmüller zunächst auf Grund des kritisch gesichteten Textes der drei ersten
Evangelisten erstattet, nimmt in bestimmter und maßvoll ruhiger Weise zu allen
wichtigen Problemen des Urchristentums Stellung und erweckt den Eindruck
zuverlässiger wissenschaftlicher Gediegenheit. Wir sehen dann aber sogleich das
Christusbild der Urgemeinde durch die Vision der Jünger bestimmt. Der er-
höhte Christus, der himmlische, steht schon im Vordergrund, wenn er auch das
irdische Lebensbild noch nicht verdrängt. Das Alte Testament und seine Weis-
sagung muß helfen, den Juden diesen Christus zugänglich zu machen, der immer
mehr ins Wunderhafte ausgestaltet wird. Bei Paulus tritt der geschichtliche

*) Diesem Aufsatz liegt das gleichbetiteltte Werk von Gustav Pfannmüller zugrunde.
Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1908. 576 Seiten, Preis gebunden 5 Mark.

Jesus schon ganz vor dem Himmelsmenschen zurück, vor dem Messiasbilde der Apokalypse, vor dem präexistenten Geistwesen, dem Urbild und Haupte der Menschheit, das zwar nicht Gott gleich ist, aber zu seiner Rechten thront. Ein gewaltiger Abstand von der Urgemeinde ist also da in wenigen Jahren vollzogen. Einige Jahrzehnte später, und in der „Offenbarung Johannis“ erscheint Christus auf weißem Rosß an der Spitze der Himmelsheere, die in den Verfolgungen hingemordeten Seelen zu rächen. Als König der Könige weidet er die Nationen mit eisernem Stab. Der Menschensohn des Buches Daniel ist gekommen, sein tausendjähriges Reich beginnt. Ein jüdisch=apokalyptisches Christusbild, nicht ohne paulinische Züge, doch Gott noch mehr angenähert als bei Paulus. In der Lehrschrift des Johannesevangeliums endlich ist Christus der menschgewordne göttliche Logos, der schon vor Erschaffung der Welt bei Gott weilte, sie geschaffen hat und nach seiner Gottoffenbarung im Fleisch wieder in die himmlische Wohnung zurückkehrt. Diese Idee des Logoschristus, die in jüdischer und griechischer Philosophie ihre Wurzeln hat, drängt natürlich die menschlichen Züge des synoptischen Bildes stark in den Hintergrund. Gottgleiches Wissen und gottgleiche Macht eignen diesem Christus, der sich von vornherein seines göttlichen Ursprungs, seiner Präexistenz bewußt ist. Da gibt es kein Werden, keine Entwicklung mehr, aber lange Apotheosen.

Nun beginnen die jahrhundertlangen Kämpfe der Kirche um diese Logosidee und ihren Inhalt, um die Frage der zwei Naturen in Christus und der Wesensgleichheit oder =ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater. Sieben allgemeine Konzilien helfen bis zum Jahre 787 das morgenländische Christusbild fertigstellen und lassen das geschichtliche Bild der synoptischen Evangelien in einem Wust von Formeln untergehn, während die abendländische Theologie, besonders ihr größter Vertreter Augustin, seine grundlegende Bedeutung wieder erfaßt. Einen besondern Christus sehen die jugendfrischen Germanenstämme vor Augen. Ihnen ist er der himmlische König, der milde, freundliche Herr der Völker. Der „Heliand“ preist ihn als den mächtigen Helden, aber auch als den Landeshirten, als den „lieben Deutewart“, während seine Jünger, die „kind-jungen, treuhafte Männer“, als Recken mit ihm zu Rate sitzen.

In der Scholastik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wiederholen sich die christologischen Kämpfe der alten Kirche; nur werden sie leztlich mehr mit den Waffen einer an der Aristotelischen Philosophie geübten Dialektik ausgetragen. Endlich leben in Franz von Assisi, dem Begründer der Bettelorden, bedeutsame Züge der geschichtlichen Jesusgestalt wieder auf, vor allem eine unendliche Liebe zu den Kranken und Verachteten. Aus den beiden Bettelorden der Dominikaner und der Franziskaner gehn Mystiker hervor, die sich in das Leid Jesu versenken, Prediger, die ihn als Vorbild verkünden, Dichter, die sein Leben besingen, Künstler, die es in seinen großen Momenten verherrlichen. Das deutsche geistliche Lied entsteht und besingt den schönsten aller Menschenkinder, nicht ohne zuweilen ins Süßliche auszuarten; es dringt

am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sogar in die Kirche ein. Im geistlichen Schauspiel tritt der biblische Christus lebendig, in allen seinen Zügen, vor die Augen des Volkes.

Luther hält — wie Melanchthon, Zwingli und Calvin — streng an den Formulierungen der alten Kirche fest, aber seine Auffassung Christi sprengt im Prinzip den Rahmen des Dogmas. Denn er klammert sich fest an den geschichtlichen Jesus an und will vor allem beachtet wissen, was er für uns ist, nicht was er für sich ist. Leider hat er nur dieses menschliche Personbild durch seine verhängnisvolle Abendmahlslehre wieder entstellt.

Die neue streitsüchtige Scholastik der lutherischen Theologen verliert sich wieder in Subtilitäten der „reinen“ Lehre, der Pietismus in ein süßliches Liebesgetändel mit dem Seelenbräutigam.

Die englischen Deisten verehren in Jesus vor allem den Lehrer der allein wahren Gotteserkenntnis. Voltaire bewundert seine Moral und seinen Kampf gegen den Klerus, bemitleidet aber seinen Mangel an Bildung, seine Schwärmerei; Rousseau erkennt seine göttliche Superiorität zum Beispiel gegenüber Sokrates begeistert an. Auch Spinoza nennt Christi Stimme Gottes Stimme und findet in ihm die einzige Gottesoffenbarung „unmittelbar durch den Geist“, während die Propheten nur Worte und Gesichte empfangen hätten. Für Leibniz und den gereiften Lessing ist er vor allem der Lehrer der göttlichen Unsterblichkeit, für Reimarus der Vertreter einer rein irdischen Messiasidee, für Klopstock „der liebenswürdige Mittler“. Hamann findet es „eher möglich, ohne Herz und Kopf zu leben als ohne Jesus den Gekreuzigten“. Herder, der größte Überwinder der Aufklärung, schreibt zwei Leben Jesu, eins nach den Synoptikern, eins nach Johannes, und schildert ihn in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ als den stillen großen Apostel der Humanität. Der geniale Lavater erhebt sich mit seinen Christusideen über das Dogma; er erklärt den Christus der Aufklärung, verglichen mit dem neutestamentlichen, für eine ungeheure Reduktion und Entleerung und will ihn als ausschließliche Gottesoffenbarung und Zusammenfassung aller menschlichen Vollkommenheiten geschätzt wissen. Goethe versteht, daß Lavater „in einem Individuo“ alles genießen und sich selbst in ihm anbeten möchte, aber es verbrießt ihn, daß er seinen „Paradiesvogel“ mit allen köstlichen Federn unter dem Himmel schmückt. Im Alter beugt er sich in anbetender Ehrfurcht vor Christus als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.

Kein Jahrhundert hat größeres Interesse an dem historischen Lebensbilde Jesu bewiesen als das neunzehnte. Nicht bloß die theologischen Kreise, auch die philosophischen, literarischen, sozialpolitischen, künstlerischen suchten sich des einzigartigen Stoffes mit unerhörtem Eifer zu bemächtigen. Weinelt in seinem „Jesus im neunzehnten Jahrhundert“, Schweitzer in seiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung „Von Reimarus bis Bredt“ hatten hier dem Verfasser der neuen Urteilsammlung vorgearbeitet. Aber seine wissenschaftliche Kenntnis,

Beherrschung und Sichtung des auch im neuen Jahrhundert immer mehr anschwellenden Materials, die Klarheit und maßhaltige Weisheit seiner Stellungnahme auch gegenüber solchen Problemen, deren Diskussion noch im vollen Gange ist, und die strenge Sachlichkeit, mit der er fast alle bedeutenden Stimmen, negative wie positive, bei aller deutlich fühlbaren persönlichen Christusverehrung zu Worte kommen läßt, verdienen die dankbarste Anerkennung. Für den Leser, der sein Buch in einem Zuge durchliest, wird es mehr und mehr eine Quelle geistigen Genusses, je weiter er mit ihm vorwärts dringt. Er wird es als eins der wertvollsten Quellenbücher in seine Bibliothek aufnehmen, das ihn zuverlässig und übersichtlich auch über alle wichtigen modernen Beurteilungen Jesu unterrichtet, sei es durch die zusammenfassenden Einleitungen, sei es durch die charakteristischen urkundlichen Bekenntnisse. Da fehlt keiner von den bedeutenden theologischen Forschern, die mit dem Geheimnis dieser erhabensten Menschengestalt gerungen haben. Schleiermacher und Keim, Strauß und Renan, Wellhausen und Weiß, Harnack, Züllicher und der Katholik Hermann Schell liefern ihren Beitrag zur Lösung des Problems. Romanhaft idealisierte und modernisierte Christusbilder, solche, die der rein religiösen Erfahrung der christlichen Gemeinde entstammen, und solche, denen ihre apokalyptische Sehnsucht einseitig die Farbe aufträgt, breit ausgeführte Lebensbilder und scharf umrissene Charakterbilder ziehn beim Klange dieser Namen vor unserm Geiste vorüber.

Dann folgen die großen kritischen Philosophen, die in Jesus die Verkörperung ihrer Ideen finden: Kant und seine drei Nachfolger; die Pessimisten Schopenhauer, Richard Wagner und Eduard Hartmann, die ihn zum Prediger der buddhistischen Weltverneinung und sogar zum Feinde aller Kultur machen; im Gegensatz zu ihnen Chamberlain, der in Christus den Anbruch eines neuen Weltalters sieht; Ernst Häckel, der ihn bald als Lehrer einer monistischen Ethik gelten läßt, bald sich auf Kalthoffs Seite stellt; Friedrich Nietzsche, der in ihm den interessantesten Dekadenten wittert; John Stuart Mill, der in einer Nachlasschrift erklärt, dem Leben und den Reden Jesu sei der Stempel des Tiefsinns und der unerfindlichsten persönlichen Originalität aufgeprägt; endlich als Vertreter des neuern Idealismus: Loze, Fechner, Wundt, Paulsen und Gucken, die alle ein tiefes Verständnis für die grundlegende geschichtliche Persönlichkeit Jesu und sein Lebensideal bekunden.

Von allgemeinstem Interesse ist ferner das Kapitel „Jesus und die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“, das als ein besonders feiner Essay Pfannmüllers gewürdigt zu werden verdiente, da er den Christusgestaltungen der Dichtung von den Tagen der Romantik bis zur Gegenwart sorgfältig nachspürt und auch hier die Skepsis nicht totschrweigt. Ebenso findet die sozialistische Literatur und ihre Beziehung zu Jesus eine eingehende Berücksichtigung. Christuslieder von Knapp, Spitta, Sturm und Gerol lassen das verdienstvolle Werk harmonisch ausklingen. Es wird übrigens durchgängig noch durch die

schönsten Darstellungen aus allen Perioden der Kunstgeschichte belebt und durch eine knappe, geistvolle Betrachtung über „das Christusbild der Kunst im Lauf der Jahrhunderte“ ergänzt. In der Tat, ein Werk, das den Wünschen des Lesepublikums aller Konfessionen in jeder Hinsicht gerecht wird und somit seinem Verfasser und dem Verlag, der es aufs würdigste ausgestattet hat, zur höchsten Ehre gereicht.

C. Bonhoff



Detlev von Liliencron



Über seine Heimat Schleswig-Holstein sagt Liliencron einmal in seinem Romane „Breide Hummelsbüttel“: „Es liegt eine tiefe Poesie über dieser Provinz, und juist deshalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr.“

Ein natürliches Phänomen, das allerdings in Schleswig-Holstein, in seinen weiten einsamen Heiden und Mooren, in seinen alten Dörfern, in seiner seit vielen Jahrhunderten eingeseffenen Bevölkerung besonders markant und intensiv zur Erscheinung kommen mag. Liliencron hat sich mit jenem Satz aber auch vortrefflich selbst charakterisiert. Er pflegte es gern zu betonen, daß er erst als Mann von beinahe vierzig Jahren die ersten Gedichte verfaßt habe. Als er — anfangs der achtziger Jahre von Amerika nach mancherlei Irrfahrten und Abenteuern heimgekehrt — als königlicher Hardsvogt und Deichhauptmann auf der einsamen, von Stürmen umbrausten, von wilden, heimtückischen Fluten umspülten nordfriesischen Insel Pellworm saß und in dunstigen Kneipen und in schaler Unterhaltung kein Genüge mehr fand, als er dann Einkehr hielt,

... um in vielen Stunden

In unsre Dichter ganz mich zu versenken,
Von alten Wunden endlich zu gesunden,
Vergangnes Leben ernst zu überdenken.

(Viel Glaube stirbt, manch Vorurteil zerschellt

In tiefer Einsamkeit, weitab der Welt) —

da erwachte die bisher nur unbewußt erlebte Poesie in ihm zur Tat, und einmal ins Leben gerufen ließ sie vor uns immer mächtiger, immer bewunderungswürdiger ein ganz eignes Wunderreich des Lebens, der Natur, der Seele und der menschlichen Phantasie erstehn, aus dem sich wie eine von Sonnenhelle übergossene Fata Morgana das geliebte Schleswig-Holstein mit all seinem Heimatzauber, mit seinen unendlichen blühenden Heiden und leuchtenden Küsten hebt, und in dessen mannigfaltigen Erscheinungen und Stimmungen wir alle